

Etwas in meinem Leben muß ich ändern, geht mir durch den Kopf, und ich hänge meinen Mantel, den ich sonst immer achtlos über einen Stuhl warf, an den Kleiderständer. Ich nehme die Zeitung, gehe zu meiner Ledercouch und setze mich, obwohl ich weiß, daß ich zu müde zum Lesen bin. Lustlos blättere ich dennoch in der Zeitung herum, und mein Blick bleibt an einer fettgedruckten Überschrift haften: TAEKWONDO FÜR FRAUEN-MONTAG UND MITTWOCH VON 19 BIS 21 UHR.

Ein Kampfsport, nur für Frauen, trainieren, Kontakte knüpfen - all das fasziniert mich. Gemeinsam mit fünf anderen Frauen beginne ich noch in derselben Woche mit dem Training.

Sunny ist mehr als meine Lehrerin, die mit mir und vielen anderen Frauen dreimal wöchentlich trainiert. Sie heißt mich vom ersten Augenblick an willkommen. Ich kann nicht glauben, daß mir ein weißer Mensch, kaum daß wir uns kennen, so viel Achtung und Respekt entgegenbringt. Bisher hatte ich mich stets einer regelrechten Prüfung unterziehen müssen sie aber tut wie selbstverständlich das, wonach ich mich so lange geseht habe. Ich muß nicht beweisen, ebenso gut, ebenso fähig, ebenso schwach, ebenso stark, ebenso liebenswert zu sein wie meine weißen Schwestern. Im Training verlangt sie von mir das Äußerste, fordert mich immer wieder energisch auf zu trainieren, mir selbst auferlegte Grenzen zu überschreiten, neue Energien zuzulassen, nicht aufzugeben, mich zu konzentrieren, an mich und mein Durchsetzungsvermögen zu glauben.

Mittlerweile trainieren 25 Frauen im Verein. Es herrscht eine aufgeschlossene und freundliche Atmosphäre im Training. Als einzige Schwarze Frau im Verein fühle ich mich während des Trainings aufgehoben und muß mich weder mit subtilem noch offenem Rassismus auseinandersetzen. Wie sich die einzelnen Frauen außerhalb des Trainings über mich äußern, oder ob sie außer mir noch zu anderen Schwarzen Menschen Kontakt haben, weiß ich nicht. Durch Sunnys starke Persönlichkeit und weil sie den Anspruch hat, daß im Training weder Platz für Rassismus, Sexismus noch Diskriminierungen jeglicher Art ist, begegnen sich die Frauen mit Offenheit und Respekt, auch mir gegenüber. Der Verein ist zu dieser Zeit ein Ort für mich, an dem ich ausschließlich etwas für mich tun kann - ich kann die Kunst des Taekwondo erlernen, ohne mich permanent mit rassistischen Strukturen auseinandersetzen zu müssen.

Ich bin äußerst froh, in diesem Verein zu trainieren, und noch glückli-

cher darüber, Sunny als Trainerin zu haben. Auch wenn ich innerlich immer wieder rebelliere, wütend werde und Sunny Rücksichtslosigkeit und übertriebene Härte mir gegenüber vorwerfe: Sie kennt meine Grenzen besser als ich. In jedem Training holt sie ein Stück mehr Willenskraft und Durchhaltevermögen aus mir heraus. Sie lehrt mich, mein Wissen über mich selbst, meine Kraft, meine Körpersprache, meine Körperhaltung wichtiger zu nehmen als alles, was man mir bisher zugeschrieben hat. Von Tag zu Tag verändert Taekwondo mein Leben. Ich lerne nicht nur, mich im Training als adäquate Gegnerin und Mitstreiterin ernst zu nehmen oder Respekt für mich einzufordern, sondern auch außerhalb des Trainings, in meinem Leben.

Mit der Zeit verbindet Sunny und mich eine innige Freundschaft. Eines Abends nach dem Training drückt sie mir einen Zeitungsausschnitt in die Hand; es ist ein Artikel über Afrodeutsche, die sich das erste Mal bundesweit, und zwar hier in der Nähe von Frankfurt, treffen wollen. Afrodeutsche - was für ein Wort? Was geht mich das an, denke ich und werfe den Zeitungsausschnitt in den Papierkorb. Was um alles in der Welt will ich mit »meinesgleichen«? Nein, ich will auf keinen Fall zu diesem Treffen. Ich bin nicht bereit, aus meiner Anonymität herauszutreten, mich womöglich sichtbar zu machen, für wen? Nein, ich will nicht in andere afrodeutsche Gesichter sehen und meinem Schmerz begegnen. Meine Angst ist zu groß, zu groß, um all dem Erlebten, das ich versuche hinter mir zu lassen, erneut zu begegnen. Der Haß auf meine Hautfarbe ist viel größer als der Wunsch, andere afrodeutsche Frauen und Männer kennenzulernen.

Ich habe mich an dieses Leben gewöhnt, an die Ausgrenzungen und das Anderssein, an meine Wut und an mein Dasein, das den meisten weißen Menschen nicht paßt. Mein Wissen um Ungerechtigkeit hat bis zu diesem Tag meinem Überleben gedient. Ich bin nicht bereit - noch nicht -, in eine Gemeinschaft von Afrodeutschen einzutreten. Ich will nicht hören, was sie zu sagen haben, will mich ihrem Schmerz, der aller Wahrscheinlichkeit nach auch meiner ist, nicht stellen.

Die Konfrontation mit weißen Menschen ist mir vertraut und deshalb weniger bedrohlich als eine mögliche Konfrontation mit Schwarzen Frauen und Männern. Weiße Menschen werden sich nie ändern, und das gibt mir Sicherheit.

Etwa ein halbes Jahr später erhalte ich völlig unerwartet einen Anruf von einer afrodeutschen Frau, die mich freundlich und mit warmherziger Stimme zum nächsten afrodeutschen Treffen einlädt. Ich entscheide mich daraufhin, doch andere Afrodeutsche kennenzulernen.

Ein wenig aufgeregt lege ich wie schon so oft meine Sachen zurecht, um nach einer Tasse Kaffee zu einer Verabredung, zum Training, zu einem Fest, zu einer Lesung zu gehen oder wie diesmal, um Afrodeutsche zu treffen. Mißtrauisch mir selbst gegenüber, stelle ich mir die Frage, ob ich diese Chance wahrnehmen will, mich dem Rassismus, dem Schwarzsein

und dem Dialog darüber mit Schwarzen Menschen zu stellen. Ich mache mich auf den Weg und bleibe nirgendwo stehen, um nicht in Versuchung zu geraten, etwa doch noch umzukehren. 20 Minuten später betrete ich eine Wohnung, in der zwölf andere afrodeutsche Frauen und Männer bereits auf mich warten. Sie sind herzlich und heißen mich fröhlich willkommen: »Wir freuen uns, daß du da bist.« Eine Frau sagt sogar: »Ich bin glücklich, daß es dich gibt.« Und dann: »Komm und setz dich zu uns, wir wollen gemeinsam essen und voneinander hören, wie es uns geht.« Ich bin sprachlos.

Ein Traum ist zu Ende
Reste meiner Tag- und Nachtträume steigen in meinem Körper hoch,
Traumtänze.
Es ist wie ein Licht, das den Raum um mich erhellt.
Ich bin weder Schwarz noch weiß,
sondern durchlässig und transparent.
Es erschreckt mich, weil ich annehme, alle können mich sehen.
Erschöpft lehne ich mich an eine Wand
und lasse meinen Körper fallen.
Ich glühe - und in dem Gefühl des Willkommens und Ankommens sehe ich in Gesichtern, die meines widerspiegeln.
Ich schließe meine Augen und ermesse die Unendlichkeit zwischen meiner Sehnsucht und meiner Einsamkeit.
Ich fühle die Versuchung in mir und will zu ihnen,
nur ein Stück näher.
Meine Angst kriecht mir über den Rücken,
und ich schaue verzweifelt auf meine braunen Hände.
Ich will allen zurufen:
»Ich brauche Hände, eure braunen Hände.«
Doch die leiseste Berührung hätte meinen Körper zersplittern lassen.
Mein Atem wird langsamer.

-
Wir treffen uns dann jede Woche, telefonieren und sorgen uns umeinander. Ich bin gerührt und verstehe erst gar nicht, was mit mir geschieht. Wie betrunken verlasse ich unsere Treffen und brauche immer ein paar Tage, um wieder nüchtern zu werden. 39 Jahre in völliger Isolation aufgewachsen zu sein, nur in mein eigenes Schwarzes Gesicht gesehen zu haben, kommt mir genauso unglaublich vor wie die Tatsache, jetzt nicht länger allein zu sein. Mir wird klar, daß ich mich bisher immer nur von Weißen unterschieden habe, und die sind in der Regel »besser« als ich. Sie sind mir in allem überlegen, werden geachtet, bevorzugt, müssen sich nicht ihr Leben lang in Frage stellen.

Nun kenne ich andere Afrodeutsche und entdecke zum ersten Mal Unterschiede, die nicht trennen, sondern in erster Linie verbinden. Gemeinsam erkennen wir unsere Stärken und Schwächen, jede und jeder für sich und alle auf ihre Weise. Unsere Hautfarbe und unser Kampf ums Überleben lassen uns eine Nähe empfinden, die wir bis dahin - unter Weißen - nie gefühlt haben.
Jetzt bin ich nicht mehr allein auf der einen Seite dieser Welt. Es gibt eine Gruppe, der ich angehöre und die mich braucht. Unsere Begegnungen sind geprägt von Achtung und gegenseitigem Zuhören. Jetzt habe ich den Punkt erreicht, an dem Überleben für mich nicht länger eine Frage von Mut oder Stolz ist, sondern eine Entscheidung.

Schritt für Schritt fange ich an, meinen Weg zu mir selbst zu finden. Alle Zweifel, die verdrängten und doch spürbaren Schmerzen, die Weiße mir zugefügt haben und die letztendlich doch nur eingebildet, ein Resultat meiner Überempfindlichkeit sein sollen, werden in der Begegnung mit meinen Schwestern und Brüdern ausgeräumt. Ich kann wieder an mich glauben, mich ernst nehmen, vieles, was Weiße mich lehrten, wieder verlernen. Ich beginne mich zu lieben, meine Hautfarbe, all das, was mich ausmacht. Vorsichtig. Und bei jedem Stück meines Herzens und Körpers, von dem ich Besitz ergreife, schmerzt es. Endlich entdecke ich die Liebe zu mir selbst und zu meinen Schwestern und Brüdern.

Die gewonnene Sicherheit erlaubt mir, eine neue Empörung und Wut zu empfinden: Wut auf all die, die sich aus der Verantwortung gestohlen haben, Wut auf all die, die nicht wollen, daß ich überlebe. Ich will mich nicht mehr anstrengen, um anerkannt und gemocht zu werden. Nie mehr will ich denen gegenüber höflich bleiben, die auf mich herabsehen. Ich tröste sie nicht mehr, sie, die mich gerade noch verletzten und jetzt in Tränen ausbrechen, weil sie meinen Schmerz und die Wut über das, was sie mir zugefügt haben, nicht aushalten können. Der Gedanke, Weiße könnten sich distanzieren, wenn ich mich nicht so verhalte, wie sie es ganz selbstverständlich von mir fordern, schüchtert mich nicht mehr ein. Ich habe lange genug - ohne ihre Unterstützung - darum gerungen, nicht unterzugehen. Ich will nie mehr einen Kampf gegen mich selbst führen.

Solange ich nicht weiß, was ich will, wissen es grundsätzlich die anderen. Solange ich mich nicht selbst definiere, nicht selbst weiß, wer ich bin, werden mich die anderen definieren; sie wollen bestimmen, was und wer ich bin und was ich zu wollen habe. Der Name Erika war für meine Mutter der schönste Name, den sie mir geben konnte, ein Name, den ich bis zu diesem Zeitpunkt mochte und auch immer noch mag. Doch heute nenne ich mich Ika, und die meisten anderen nennen mich auch so.